

Hermann Frey (1928 – 2007)

Der Weg ist schmal, der zum Leben führt. (Matthäus 7,14)

Erinnerungen von Hermann Frey, Königsfeld

„Am 27. Mai 1928 wurde ich als 5. Kind meiner Eltern Johannes Frey und seiner Frau Erica, gebo Jean Richard in Paramaribo in Suriname/Südamerika geboren. Ich erinnere mich an eine schöne und glückliche Kindheit in Suriname.

Ende des Jahres 1936 kam ich zusammen mit meinen Eltern und meinen Geschwistern nach Deutschland. Wir zogen in das Pilgerhaus in Kleinwelka bei Bautzen in der Oberlausitz. Ich besuchte die Volksschule in Kleinwelka und war nicht sehr glücklich in Deutschland und deshalb war ich froh, dass ich im Herbst 1937 wieder mit meinen Eltern das Schiff besteigen sollte, um nach Suriname zurückzukehren. Kurz vor der Abreise nach Suriname wurde mir jedoch gesagt, dass ich nicht mehr nach Suriname zurückfahren sondern in Kleinwelka bleiben und in die Knabenanstalt kommen werde. Ich war sehr verbittert und habe lange Zeit darunter gelitten. Ich kam in die Stube vier des Internats, wo Zucht und Ordnung herrschte. 1938 legte ich meine Pimpfenprüfung ab und war damit als 10-jähriger ins Jungvolk eingetreten. Nachdem das Internat 1942 von der damaligen Regierung aufgelöst wurde, nahm mich eine Familie in Herrnhut/Oberlausitz als Pflegesohn auf, wo ich weiterhin die Mittelschule besuchte. Meine Eltern waren inzwischen 1940 in Suriname interniert worden. Der Krieg wurde immer härter und forderte immer mehr Opfer.

Im Sommer 1944 kam ich in das Wehrrerüchtigungslager nach Neukirch, wo wir vormilitärisch ausgebildet wurden. Am 10. Februar 1945 konnte ich noch meine Mittlere Reife in der Mittelschule in Herrnhut abschließen. Ich kann mich noch erinnern, dass ich ins Kino gehen wollte, jedoch keinen Einlass fand, da der Film für Jugendliche unter 18 Jahren verboten war. Für den Kriegseinsatz galt diese Altersbegrenzung nicht. Ich wurde zum Volkssturm eingezogen und kam mit einigen Kameraden aus dem Kreis Löbau zur Ausbildung nach Pirna. Wir wurden nach den großen und schrecklichen Luftangriffen in Dresden eingesetzt und verteilten belegte Brote und Tee unter den vielen Flüchtlingen in der Stadt. Im April wurden wir vereidigt.

Nach der kurzen Ausbildung kamen wir dann zu unseren Einsatzorten. Ich kam mit drei Kameraden nach Schönau auf dem Eigen in der Oberlausitz. Wir bauten in einem Wald oberhalb von Schönau einen Bunker unter der Erde. Die Aushubarbeiten waren zum Teil bereits erfolgt. Mit einigen Handwerkern wurde das Erdloch mit Brettern verschlagen und isoliert. Der Bunker hatte zusätzlich noch zwei Ausgänge durch Tunnel, so dass wir bei Gefahr einen Ausschluß hatten. Lebensmittel waren an zwei verschiedenen Orten in großen Kisten im Wald vergraben. Bei Niesky und Bautzen waren schwere Kämpfe im Gang und auf den Straßen fuhr Militär in Richtung Zittau. Neben dem Militär fuhren lange Kolonnen von Flüchtlingen. Die Soldaten, die uns entgegen kamen gehörten zur Truppe Schörner. Am 8. Mai erfolgte der letzte Angriff der Russen. Auf den Straßen herrschte ein großes Durcheinander zwischen russischen und polnischen Truppen, dazwischen Flüchtlinge und im Verborgenen noch einige kämpfende deutsche Nachhuten. Manche Flüchtlingswagen machen schon wieder kehrt und wollten über die Neiße nach Schlesien zurück.

Wir sollen noch einen erfahrenen Frontsoldaten als Führer bekommen. Ein solcher Mann

kam jedoch nicht mehr. Ein paar Tage später trafen wir am Forsthaus auf Flüchtlinge, die uns sagten, dass der Krieg zu Ende sei. Daraufhin gingen wir zum Bunker zurück, zogen uns zivil an und gingen nach Hause.

Ich ging nach Schönau zu der mir bekannten Familie Müller. Herr Müller war Kreisbauernführer gewesen und schon verhaftet. Müllers besaßen ein schönes Gut, auf dem ich mich gleich nützlich machen konnte. Ich hatte zwei Pferde, zwei Ochsen, 32 Kühe und Jungvieh sowie Schweine und Hühner zu versorgen. Nachts schlief ich oft im Pferdestall, um die Tiere zu bewachen, damit keins von den Soldaten geholt werden konnte. Die Frauen versteckten sich, denn immer wieder kamen Russen oder Polen, die nach ihnen suchten.

Am 27. Mai hatte ich meinen 17. Geburtstag. Frau Müller hatte mir einen leckeren Kuchen gebacken, als wir durch russische Soldaten überrascht wurden. Den Kuchen schoben wir rasch unter das Sofa, damit die Soldaten ihn nicht entdecken sollten. Aber unter dem Sofa lag der Hofhund, der sich über diese süße Überraschung freute.

Anfang Juni wurde ich zur russischen und polnischen Kommandantur geholt. Man sagte, ich hätte oben im Wald Waffen versteckt. Ich bejahte dies und wusste sofort, dass wir angezeigt worden waren. Die Kommandanten gaben mir zur Begleitung 2 russische Soldaten mit und ich spannte einen Wagen ein und fuhr mit ihnen in den Wald. Wir hatten ja nicht nur Waffen und Munition, sondern auch Lebensmittel, u.a. Kekse, Knäckebrötchen, Schmalz, Schokolade und anderes mehr. Wir hatten auch Spiritus und ich war erstaunt, dass die Russen diesen tranken. Sie waren übermütig und schossen auf junge Bäume, bis sie umfielen. Wir fuhren ins Dorf zurück und gaben alles ab. Seit diesem Tag musste ich mich täglich auf der Kommandantur melden und wurde nicht eingesperrt, weil ich in der Landwirtschaft tätig war. Der Pole konnte ausgezeichnet Deutsch und sagte mir, dass mir nichts geschehen würde. Der polnische Kommandant gab mir auch eine Genehmigung, wenn ich nach Herrnhut lief, um meiner Schwester Lebensmittel zu bringen. Wenn auch polnische Soldaten kamen, um Schweine zu holen, konnte ich meine Beschwerde bei ihm vorbringen. Eines Tages quartierte sich auch ein schlesischer Landwirt bei Müllers ein, so dass ich fachmännische Hilfe hatte. Wir haben jeden Tag viel Milch gehabt und auch Quark und Butter an die Flüchtlinge verteilt. Die Molkerei arbeitete noch nicht und wir verfütterten auch Milch an die Schweine.

Meine Verhaftung

Am **25. August 1945** ackerte ich auf dem Feld, als ich gegen 11:30 Uhr einen offenen DKW herauffahren sah. Zwei Männer mit Staubmantel über Uniform saßen im Wagen und fuhren heran. Einer der russischen Offizier fragte mich, ob ich Frey German sei? Ich sagte „Ja, das bin ich.“ „Mitkommen!“ Ich musste die Pferde stehen lassen und mich ins Auto setzen. Während wir durch Schönau fuhren sahen mich zum Glück einige Kinder, die, wie ich später erfahren habe, gemeldet haben, dass ich mit dem Auto abgeholt worden sei. Ich kam nach [Löbau](#) ins Gefängnis. Ich hatte nur meinen Arbeitsanzug an, nichts weiter, keine Strümpfe und ein paar Holzschlappen. Die ersten 3 Tage in einer Einzelzelle passierte überhaupt nichts. Ich bekam Essen und niemand konnte mir etwas sagen. Da kamen mir schon drei Tage wie eine Ewigkeit vor.

Einzel- und Dunkelhaft

Ich kam in eine andere Zelle. Die Zelle war schmal und hoch aber auch nicht sehr lang, versehen mit einem kleinen, dick vergitterten Fenster mit einer Holzblende, so dass ich nur

einen kleinen Schlitz vom Himmel sehen konnte durch völlig verdreckte Scheiben. Die Tür war dick und mit einem Guckloch versehen. In einer Ecke ein Kübel und ein Hocker mit einem kleinen, weiß emaillierten Becken und dazu ein Krug für etwa 2 Liter Wasser. Die Wände waren einmal weiß getüncht worden aber ziemlich besudelt. Ein schmales eisernes Bettgestell mit einer Decke, ein Hocker und ein kleiner Tisch waren das Mobiliar. An der hohen Decke brannte eine nackte, helle Glühbirne Tag und Nacht. Ein Mitgefangener rasierte unter Bewachung meinen Kopf total kahl. Nach einigen Tagen wurde ich krank, hatte Durchfall und magerte sehr stark ab. Das Schlimmste war, dass man sich überhaupt nicht betätigen konnte, man durfte weder schreiben noch lesen. Man lebte eben zeitlos dahin, ohne Uhr und ohne Kalender. Damit ich die Orientierung nicht verlor kratzte ich mir einen Kalender in die Wand und musste mich selbst überwachen, damit ich keinen Tag vergesse. Gelegentlich verirrte sich eine Fliege in die Zelle, der ich dann nachstellte. Ich sagt mir Gedichte auf, die ich in der Schule gelernt hatte. Aus meiner Nachbarzelle hörte ich, wenn auch gedämpft, stundenlanges Klagen und Wehgeheul einer weiblichen Gefangenen und über mir ging. einer ständig auf und ab. Auf der gegenüberliegenden Seite war auch ein junger Mann eingesperrt, den ich nach der abendlichen Essensausgabe manchmal beim Wasserholen sehen konnte. Jeden Abend war ein anderer Gefangener damit beauftragt Wasser zu holen, dabei waren die Zellen alle halb geöffnet. Reden war streng verboten und im Gang standen Wachsoldaten. Nun war ich inzwischen vier Wochen im Gefängnis und staunte über diejenigen, die schon länger als ich drin saßen, ohne zu wissen, dass es noch 4 ½ Jahre dauern wird.

Die hygienischen Zustände waren während der langen Haftzeit unbeschreiblich. Man konnte die Wäsche nicht wechseln, man konnte nichts waschen, es gab kein Papier, geschweige denn Toilettenpapier. Dafür benutzte man Lappen oder Taschentücher, sofern man hatte, die dann in dem wenigen kalten Wasser ausgewaschen werden mussten. Zähne konnte man überhaupt nicht pflegen. Fingernägel habe ich an der Wand abgeschliffen, wenn ich meinen Kalender in die Wand kratzte.

Mein erstes Essgeschirr war eine Schwarzblechbüchse und ein Aluminiumlöffel. Morgens wurde die Zellentür geöffnet und aus einem Kübel erhielt ich dann in meine Büchse etwa einen halben Liter dünnen Malzkaffee und ca. 300 g Brot, mittags gab es $\frac{3}{4}$ l dünne Graupensuppe und am Abend $\frac{1}{2}$ l Suppe. Auf dem Gang lief ständig eine Wache, die ab und zu auch durch den Spion schaute.

Am 30. September 1945 wurde ich um ca. 22:00 Uhr zum Verhör geholt. Ich saß auf einem Hocker vor einem Schreibtisch, hinter dem ein NKWD-Offizier saß und neben dem Schreibtisch stand eine Dolmetscherin. Zunächst wurden die Personalien aufgenommen und später trat noch ein weiterer Offizier in das Zimmer. Der Offizier war gut unterrichtet und hielt mir den verbotenen Waffenbesitz vor. Ich sagte ihm, dass wir die Waffen bei der Kommandantur in Schönau abgegeben haben. Ja, wir hätten russische Soldaten erschossen. Ich sagte, das ist nicht wahr, wir haben gar nichts gemacht. Ja, Du Werwolf - Du Partisan.

Ein harter Schlag traf mich ins Gesicht. Ich spürte, dass ein Zahn abgebrochen war und es blutete heftig. Der Offizier sprach mehr, als mir die Dolmetscherin übersetzte, zumindest glaubte ich dies. Es folgten immer wieder die selben Fragen und Beschuldigungen und Schläge mit Lederriemen auf meinen Rücken. In den folgenden Nächten wurde ich regelmäßig von zwei Unteroffizieren besucht und geschlagen. Immer wieder stellten sie die gleichen Fragen und belustigten sich schon damit, dass sie "Achtung" brüllten und ich hochsprang und Haltung annahm, aber sofort wieder zu Boden stürzte, weil mir schwarz vor den Augen wurde. In der Nacht vom 3. auf den 4. Oktober kam ich wieder zum Verhör.

Es war ca. 23:00 Uhr. Es wurde wieder alles aufgerollt. Der Offizier las das Protokoll vom letzten Verhör vor, die Dolmetscherin hat wenig übersetzt, es waren 14 Seiten in kyrillischer Schrift und jede einzelne Seite musste ich an allen 4 Ecken unterschreiben. Danach wurde ich in die Zelle zurückgebracht. In der gleichen Nacht wurde ich verlegt, es war stockdunkel, ich konnte kein Fenster ausmachen. Ich konnte ein Eisenbett ertasten, es war keine Matratze drauf. Mein einziger Besitz war die verrostete Schwarzblechbüchse und der Löffel. Ich hatte nicht einmal Strümpfe. Vom ersten Verhör und durch die Schläge hatte sich mein Rücken entzündet, so dass mein Hemd an den Wunden festklebte.

Im Halbschlaf merkte ich eines Tages etwas an meinem Hals, ich griff zu und muss wohl beim Aufspringen vor Entsetzen geschrien haben, denn es war eine Ratte. Es lief mir eiskalt über den Rücken. Ich wollte und musste hier raus und überlegte, was zu tun sei. Vielleicht ein bisschen Suppe in der Büchse lassen. Da kommt sie aber nicht rein oder da hätte es geklappert, nein - ich muss sie hinlegen, ein bisschen von der Wassersuppe, ein paar Graupen oder so etwas oder ein Stück Brot. Vielleicht doch ein Stück Brot. So schossen mir die Gedanken durch den Kopf.

Ich hörte Schritte, die Schlüssel klapperten. Ich wurde wieder zum Verhör geholt. Die Offiziere hatten sich abgelöst, einer von ihnen sprach gut Deutsch und brauchte keinen Dolmetscher. Er verhörte mich noch einmal und schrieb ein neues Protokoll. Nach diesem Verhör kam ich wieder in die ölte Zelle. Der zuständige russische Sergeant wusste, was mir geschehen war und behandelte mich den Umständen entsprechend gut. Er verhalf mir zu Arbeit. Ich musste in den Unterkünften der Bewachungsmannschaften Betten bauen und die Zimmer fegen und wischen. Dabei gelang es mir manchmal Zigaretten und nützliche Kleinigkeiten zu organisieren. Die Zigaretten z.B. hielt ich dem Koch bei der Essensausgabe vor die Nase, der daraufhin meine Essensbüchse voll füllte. Bei den Arbeiten in den Unterkünften hatte ich einen kleinen, freundlichen Mongolen als Bewacher, der überhaupt nicht verstand, dass ich eingesperrt war. Ihm habe ich einiges zu verdanken. Ich räumte auch den Keller auf, in dem Fässer mit eingesalzenen Fischen standen. Ich steckte soviel wie möglich in meine Hosen und wurde bei der Kontrolle durch den Sergeant durchgelassen, obwohl der Fischgeruch nicht zu vermeiden war. Beim abendlichen Wasserholen konnte ich einige Fische anderen Gefangenen zustecken. Der Mongole, dem die Maschinenpistole fast in den Kniekehlen hing, brachte mir oft, bevor er die scharfen Wachhunde im Hof fütterte, die Schüssel mit dem Hundefutter. Es war meistens Kascha aus der Offiziersküche und schmeckte herrlich. Dank dieser Hilfe in der Not konnte ich mich wieder etwas erholen und erhielt auch Fußlappen und ein Paar zu große Holzschuhe.

Transport nach Bautzen.

Am **30. Oktober** wurden die Gefangenen aufgerufen zum Transport nach Bautzen. Diese Nachricht muss auch nach draußen gedrungen sein, denn es standen einige Frauen und Mütter vor dem Gefängnis. Meine Schwester war auch dabei. Wir marschierten durch die Stadt und wurden über die Landstraße getrieben. Die Straße nach Bautzen ist 20 Km lang und in Hochkirch, etwa die Hälfte der Wegstrecke, konnte ich nicht mehr in diesem Tempo mitlaufen, denn ich hatte mir durch die großen Holzschuhe die Füße wundgelaufen. Der Sergeant, der mir im Gefängnis immer gut gesinnt war, kam mit dem Fahrrad und einem Wachhund hinterher und schickte den Bewachtungssoldaten hinter den davoneilenden Trupp. Zusammen mit dem Sergeanten folgte ich. Das letzte Stück des Weges ging ich barfuß, weil es erträglicher war. Wir kamen in das Untersuchungsgefängnis in Bautzen in kleine Einzelzellen, dicken Mauern und dicken Türen. Es war schrecklich und meine Füße

taten sehr weh.

Im „Gelben Elend“

Am **4. November 1945** wurde ich in das „[Gelbe Elend](#)“, dem berüchtigten Zuchthaus in Bautzen eingeliefert. Ich kam in den Westflügel, 2. Stock in die Zelle 42. Zunächst war ich alleine, später kam ein älterer Bäckermeister aus Schlesien in meine Zelle.

Eine Wunde an meinem Fuß hatte sich entzündet und ich bekam eine Blutvergiftung. Mein erfahrener Zellenkamerad sagte mir: „Wenn du dein Brot gut durchkaust und auf die Wunde packst und die Fußlappen darum wickelst, dann besteht die Möglichkeit, dass es sich zusammenzieht. Ich befolgte den Rat des älteren Mitgefangenen und tatsächlich war am nächsten Morgen alles zusammengezogen und die roten Streifen an meinem Bein waren verschwunden. Dank des lang gekauten Brotes und Gottes Wundermacht ging ich an einer Amputation und damit am sicheren Tod vorbei.

Wir hatten in der Zelle kein Klosett. In einer Ecke der Zelle stand ein Kübel, der täglich nach dem Wecken um 5.00 Uhr hinuntergetragen werden musste, und in eine Latrine geleert wurde. Das war auch gleichzeitig die Zeit für den täglichen Ausgang und wir marschierten für einige Zeit im Hof herum. Bei dieser Gelegenheit traf ich auch einmal **Herrn Müller aus Schönau**, der schon seit Mai saß.

Von meiner Zelle aus blickte ich über den Hof auf ein Steingebäude, anschließend sah ich hinter diesem Gebäude die Gefängnismauer und dahinter stand ein Wachturm. In der Morgendämmerung konnte ich sehen, wie am Steingebäude Sachen auf einen geschlossenen Wagen geladen wurden. Auf meine Frage, was das sei, meinte der Bäcker, das sind die Toten. Ja, wo begraben sie sie? Er meinte, er wisse nur, dass sie in die Splittergräben und Schützengräben kommen, die noch aus den Kriegstagen vorhanden waren. In der Ferne konnte ich die Ortschaft Seidau sehen, Richtung Kleinwelka, wo ich in der Schule war.

Eines Tages bekamen wir Zuwachs, einen älteren Herrn und zwei Jugendliche, so dass wir zu fünft in der Zelle lagen. Der ältere Mitgefangene stammte aus dem Vogtland und litt unter Magengeschwüren. Er hatte große Schmerzen auszuhalten und wir mussten aufpassen, dass er sich in seiner Verzweiflung nicht das Leben nimmt. Nicht nur die unmenschliche Unterbringung, die dünne Graupensuppe mit etwas Trockengemüse gefährdete die Gesundheit und das Leben der Häftlinge, sondern auch und vor allem der körperliche Zustand und die seelische Verfassung. Hilflosigkeit und Hoffnungslosigkeit brachten die Gefangenen dazu, sich selbst aufzugeben. Wenig Widerstandskraft zeigten auch vor allem Pessimisten, die keine Zukunft mehr sahen und die immer nur ein Gedanke beschäftigte: „Wir kommen hier nie wieder raus.“ Bei vielen traf dies auch zu und sie wurden „waagrecht entlassen“.

Als Zahlungsmittel galten vor allem Brot, Zigaretten und Salz. Unser kranker Zellengenosse konnte sich durch einen anderen Mitgefangenen, mit Beziehungen, etwas Natron beschaffen, das wohl die Schmerzen linderte. Das kostete ihm für eine Zeitlang sein tägliches Brot. Jeden Morgen ging ein Sanitärer durch die Gänge und rief: „Durchfall, Krätze, Halsschmerzen.“ Wer so etwas hatte, sollte sich melden. Viele, auch ich, meldeten sich nicht, weil man vor der Behandlung Angst hatte. In dieser Zeit entdeckte ich in meinen Kleidern die erste Laus.

Transportzusammenstellung

Am **21. März** wurde ich aufgerufen und kam in ein anderes Gebäude. Wir wurden einer Ärztekommision nackt vorgeführt, die mich jedoch von den anderen trennte, da ich Krätze hatte und sehr schwach und abgemagert war. Mein Zustand schlitze mich vor einem Transport nach Sibirien. Daraufhin kam ich in einen größeren Saal der etwa 250 Menschen aufnehmen konnte. Der Saal wurde jedoch mit 700 Häftlingen belegt. Es wurde ein weiterer Transport zusammengestellt. Nachts konnte nur auf Zeichen eine andere Haltung eingenommen werden. Es kam vor, dass sich manche nicht mehr mitdrehten. Sie waren inzwischen gestorben und wurden raus gezogen.

Am **26.03.1946** waren wir auf Transport. Als Ortskundiger besetzte ich den Lüftungsschlitz im Waggon und stellte fest, dass wir nicht gen Osten sondern Richtung Dresden fuhren. Wir waren 72 Gefangene in einem Güterwagen, die Fahrt führte uns ins Lager Mühlberg. Die letzten Km von der Bahn bis zum Lager wurden zu Fuß zurückgelegt.

Im Lager Mühlberg

Der Empfang im Lager war für mich überwältigend, denn wir wurden vom schönen Gesang des Lagerchores begrüßt. Wir Neuen wussten nicht, dass es solche Einrichtungen in einem Gefangenenlager gab. Wenn man so lange keine Melodien mehr gehört hatte, so war das eine herrliche Erquickung. Von einem Häftling wurden wir in die Baracke 32 eingewiesen. Die Lagerordnung wurde vorgelesen und dann wurden wir gefilzt. Nach einigen Tagen kam ich in die Baracke 34. Mühlberg war mir durch die Schlacht bei Mühlberg 1547 aus der Schulzeit bekannt und der von uns benannte Totenhügel oder Sehnsuchtshügel war wahrscheinlich damals der Feldherrenhügel. Unweit dieses Hügels wurden die Toten des Lagers in Massengräbern verscharrt.

Links und rechts eines gemauerten Waschraumes standen die Holzbaracken, in denen jeweils etwa 200 - 250 Mann auf einer ringsherum reichenden zweistöckigen Bretterverschalung hausten. Es war eng und wir lagen auf dem blanken Holz. Jeder hatte eine Decke. Ich war ja so abgemagert, dass ich mich bald durchlag. Ich hatte links und rechts an den Hüften offene Wunden. Anderen Mitgefangenen ging es auch nicht viel besser.

Der Fußboden bestand aus Ziegeln und ein gemauerter Ofen stand in der Mitte der Baracke. Oberhalb der obersten Pritsche waren kleine Fenster, die tagsüber ein schummriges Licht verbreiteten. Die Baracken hatten keine Zwischendecken, waren nicht isoliert, so dass es im Winter an der Decke glitzerte und Eiszapfen herunter hingen.

Es gab in Mühlberg viele Flöhe, vor allem im Sommer, unter denen mancher Häftling mehr litt als ich. Nachts wurden die Baracken verschlossen und in einem kleinen Vorraum einer jeden Baracke war ein einziger Nachtabort für 250 Häftlinge. Tagsüber wurden die außenliegenden Latrinen benutzt. Nachts stand ich manchmal auf und ging in den beleuchteten Waschraum, krepelte meine Hosen um und befreite mich von den Plagegeistern. Die Flöhe sprangen bei hellem Licht ins glitzernde Wasser.

Jede Baracke hatte einen Barackenältesten, der von der deutschen Lagerselbstverwaltung bestimmt wurde. Er war für die Ordnung verantwortlich. Auch für die Essensausgabe zeichnete er zusammen mit einem Fourier verantwortlich. Dabei überwachten mehr als 200 Augenpaare von den Pritschen aus diese Handlung. Auch die morgendliche Brotration wurde auf die dafür extra hergestellte Brotwaage genaustens abgewogen.

Meine Brotration aß ich immer sofort auf, damit hatte die gute Seele Ruh'. Andere teilten

sich das Brot genau ein, damit sie „morgen“ noch etwas davon haben. Manche sparten sogar Brot auf und es kam nicht selten vor, dass dieser oder jener an Dystrophie starb, obwohl er 3 oder 4 Rationen Vorrat hatte. Bei dem großen Dauerhunger kam es auch vor, dass einem Kameraden Brot gestohlen wurde. Es galt als das größte Verbrechen unter Kameraden. Lange Zeit bekamen wir als Mittagessen $\frac{3}{4}$ Liter Pülpe. Das ist eine Suppe aus Rückständen der Kartoffelverarbeitung und ohne jeglichen Nährwert. Zum Abendessen gab es $\frac{1}{2}$ Liter Pülpe. Völlig unzureichende Nahrung, und zudem noch gefährlich für ausgemergelte Körper, da es Wasser begünstigte.

Das tägliche Nichtstun war unerträglich. Dadurch bildeten sich auch verschiedene Gesprächsgruppen, mit den verschiedensten Themen. Ich schloss mich einer Gruppe an, die Kopfrechnen übte, hörte auch interessanten Vorträgen zu. Diese Trainingsübungen sollten dann unterbunden werden. Mitte des Jahres 1946 wurde das Lager in Zonen eingeteilt und entsprechend eingezäunt. Das bedeutete weitere Isolierung und Einschränkung der Bewegungsfreiheit. Zur selben Zeit wurde eine Sichtblende, ein über 2 m hoher Bretterzaun, um das ganze Lager gebaut. Am 23. August 1946 feierte ich mit einem Verwandten **Hellmuth Rudolph aus Freiberg**, der in der Nachbarzone in einer Baracke lag, den 100. Geburtstag meiner Urgroßmutter Pauline Beck. Aus diesem Anlass teilte er ein Stück Brot mit mir, danach habe ich ihn nie mehr gesehen.

Manchmal musste alles aus den Baracken raus und dann wurde „gefilit“, d.h. es wurden alle Liegeplätze genaustens durchsucht. Wehe, man fand verbotenes Material wie z.B. Papier, Schreibgeräte oder Metallmesser. Das konnte eine Bunkerstrafe nach sich ziehen. Knochenmesser hatten wir uns mit Hilfe von Glasscherben und Knochenabfällen aus der Küche hergestellt. Auch Nähnadeln stellten wir aus Kupferdraht her, aus Resten elektrischer Leitungen. Wie Steinzeitmenschen bearbeiteten wir den Kupferdraht mit Steinen, schliffen die Spitze und mit einem alten Nagel aus den Holzbaracken haben wir ein kleines, scharfes Stemmeisen geschliffen, mit dem wir das Nadelöhr einschlugen. Nähfäden zogen wir uns aus Lumpen. In bestimmten Abständen mussten alle Häftlinge mit ihren Klamotten zur Entlausung. Die Kleidung kam in Heißdampf, während wir in der Zwischenzeit duschen durften. Danach zogen wir die warmen Sachen wieder an, die durch den heißen Dampf immer dünner wurden und zerschlissen. Wäsche wurde nie gewaschen oder gewechselt. Man hatte sie ständig an - Tag und Nacht.

Mitte Oktober wurden allen Inhaftierten Fingerabdrücke genommen.

Im November 1946 wurden die Lebensmittel um die Hälfte gekürzt. Zu dem großen Leid setzte auch noch ein sehr kalter Winter ein. Es war ein grausamer Winter. Wir lagen auf unseren nackten Holzpritschen, jeder mit einer Decke. Wir legten uns schließlich zu viert oder zu fünft zusammen, damit wir uns gegenseitig Wärme spenden und somit hatten wir vier oder fünf Decken übereinander.

Im Lazarett

Mitte Dezember wurde ich sehr krank und kam in die C-Baracken in Zone VI, wo die Schwerkranken untergebracht waren. Es war monatelang bitterkalt und es herrschten furchtbare Zustände. Der strenge Winter und die schlimmen Krankheiten kostete sehr viele Opfer.,Fast wäre ich auch eines davon gewesen. Die Aufmerksamkeit eines Sanitäters hat mir das Leben gerettet. Ich bekam eine Calcium-Spritze, sonst gab es keine Medikamente. Meine Knie waren dicker als meine Oberschenkel und auf dem eckigen, durchgelegenen Becken hing ein dürrer Oberkörper.

Im Januar 1947 ging eine russische Ärztekommision durch das Lager. Als die Ärzte mit ihren großen Pelzmützen durch unsere Baracke kamen, ging ich einfach vor und bat in meiner Verzweiflung um eine Arbeitsstelle in der Lagerküche. „Ich will noch nicht sterben, ich muss hier raus, bitte helfen Sie mir!“ Und tatsächlich bekam ich nach meiner Entlassung aus der unheilvollen Krankenbaracke, in der so viele Menschen gestorben waren, eine Arbeit in der Küche. Nach etwa 3 Tagen in meiner neuen Arbeitsstelle bekam ich durch das etwas bessere Essen jedoch einen Ausschlag und musste deshalb aus hygienischen Gründen die Arbeit in der Küche einstellen.

Die vielen Toten wurden durch Transporte aus anderen Lagern aufgefüllt.

Arbeitskommando

Arbeit im Lager gab es nur für wenige, es waren nur Arbeiten zur Aufrechterhaltung des Lagerlebens. Nachdem ich mich wieder einigermaßen erholt hatte, bekam ich Arbeit bei der VEMMAG (Vereinigte Mühlberger Müllabfuhrgesellschaft), so nannte sich das Arbeitskommando von ca. 18 Jugendlichen und einem Leiter¹. Wir fuhren Waren aus dem Magazin zu den Küchen. Aus Mieten lieferten wir Möhren und Kartoffeln an.

Wir hatten in dem 2-rädrigen Karren einen doppelten Boden eingebaut und ließen auch Möhren und Kartoffeln für uns mitgehen. Aus der Küche bekamen wir auch Knochen und haben diese nochmals ausgekocht, hatten dadurch Brühe und konnten uns dadurch ein zusätzliches Essen machen. Brennmaterial für den großen Ofen wurde auch organisiert. Neben unserem Kommando gab es auch noch wesentlich größere Arbeitskommandos, z. B. das Beerdigungskommando, das jeden Tag die Toten hinaustragen musste, ferner das Jauchekommando und die Holzfäller. Darüber hinaus gab es die Kunstwerkstätte und die Theaterbaracke. Unter den Häftlingen gab es gute Schauspieler, Musiker und Sänger. Wie ich später erfuhr starb der bekannte Schauspieler Heinrich George in Sachsenhausen zu dieser Zeit. Verschiedene Chöre traten auf, Konzerte und Theater gab es. Dafür war eine Baracke extra hergerichtet worden. Bedrückend war der Unterschied der Vorführenden und dem ausgemergelten Publikum.

Lagerleben

Im September 1947 erhielten wir erstmals Zeitungen. Jetzt konnte man endlich wieder lesen, wir konnten uns orientieren und hörten von dem Geschehen draußen. Ende März 1948 lasen wir in der Zeitung über die Amnestie der politischen Häftlinge vom 18.03.1948 zur Hundertjahrfeier des „Kommunistischen Manifestes“.

Anfang April folgten auch tatsächlich die ersten Aufrufe in die Quarantäne. Am 10. Juli begannen die Entlassungen. Ich glaubte, dass ich auch dabei sein würde, denn ich hatte Tbc. Die Tbc-Kranken Jugendlichen kamen in eine gesonderte Baracke. Wir erhielten Strohsäcke und Laken. Es starben aber sehr viele an dieser Krankheit. In wie viel Not hat nicht der gnädige Gott über mir Flügel gebreitet. Wahrlich: Er hat viel tausend Weisen zu retten aus der Not, Drum soll mein Herz ihn preisen, im Leben und im Tod.

Am 21.08.1948 wurden die Entlassungen jedoch wieder eingestellt. Es wurden ca. 7.500 Mann entlassen, aber ich war nicht dabei. Für wenige Tage konnte sich der Rest von ca.

¹ Weitere Angaben zur VEMAG sowie zu den dort arbeitenden Jugendlichen (**Günther Dittrich, Rudolf Freitag, Werner Kreisel, Günter Sturm** sowie **Heinz Pabst**) sind zu finden unter: <http://www.lager-muehlberg.de/content/GuenterSturm.pdf>

3.500 verbleibenden Internierten etwas freier durch das mit Stacheldraht geteilte Lager bewegen, bis dann Mitte September der Transport nach Buchenwald erfolgte.

Im Lager Buchenwald

Der Zug fuhr bis auf den Ettersberg. Wir liefen durch das Tor mit dem Spruch: „Jedem das Seine“. Über den großen Appellplatz wurden wir in eine Holzbaracke geführt. Wie bei jeder Verlegung üblich, wurden wir gefilzt, das bedeutet, all unsere wenigen Sachen wurden wieder kontrolliert. Meine mühsam hergestellte Nähnadel konnte ich durchbringen, sie war auch von größter Bedeutung, denn nur so konnte ich meine zerschlissene Kleidung in Ordnung halten. In Buchenwald hatten wir Bettgestelle und sogar Strohsäcke, das war gegenüber Mühlberg ein großer Vorteil. In den Betten saßen aber Wanzen, die uns nachts nicht in Ruhe ließen. In Buchenwald gab es überwiegend die berühmte blaue Graupensuppe. Sogar die Lagerstraße hieß „Graupenstraße“, über die die Essenholer mit den Essenkübeln liefen. Eine andere nannte man Lazarettstraße.

Das Betreten der Lagerstraße war verboten. Die Bewegungsfreiheit war noch weiter eingeschränkt, da in Buchenwald jede einzelne Baracke nochmals extra mit Stacheldraht eingezäunt war. Dadurch war auch hier die selbstorganisierte Bildungsarbeit durch Vorträge erschwert. Ich hatte einen älteren Kameraden gefunden, bei dem ich Spanischunterricht nahm. Wir spielten auch Schach mit selbst hergestellten Figuren. Ein schnelles Räuberschach spielten wir manchmal nach dem Brotempfang morgens. Die Figuren kneteten wir auch Brot und jede geschlagene Figur konnte man verzehren.

Zu Ostern 1949 hielten internierte Pfarrer das erste Mal einen Gottesdienst. Das sollte auch Weihnachten 1949 so sein, aber es kam anders.

Nach einiger Zeit kam ich wieder in eine neue Baracke. Es war diesmal eine feste Steinbaracke. Von hier aus konnte man weit ins Thüringer Land schauen und manchmal, bei sehr günstigem Wetter, sah man den Kyffhäuser. Für kurze Zeit war ich im Kartoffelschälkommando tätig. Das Jahr 1949 ging seinem Ende zu. Viel Elend wurde durchlebt, und noch viel mehr Leid wurde gelitten. Unaufhörlich verging die Zeit im 5. Jahr der Gefangenschaft. Wie furchtbar waren die Zeiten, vor allem der Kranken in den Baracken: Dystrophie, Tuberkulose, Todgeweihte. Es starben sehr viele. Die meisten dieser Männer, Frauen und Jugendlichen erlagen diesen Krankheiten. Auch der seelische Einfluss hatte großes Gewicht. Die ausgemergelten Gestalten brachten nicht mehr die notwendige seelische Kraft auf, weiter leben zu wollen. In dieser unheilvollen Zeit grassierte das Misstrauen. Ich hatte, gottlob, einen väterlichen Freund mit Pfarrer Schäfer und wir sprachen oft miteinander. Wenn der Mensch schon so wüten mag, er ist doch nur Geschöpf, wie wird das Gericht einmal sein, wenn Gott der Herr richtet? Oh, man hört gar so gerne vom lieben Gott und macht sich dann aus dem Gedanken an die Liebe Gottes ein sanftes Ruhekissen zu recht. Und dabei weiß man nicht, dass man arm, blind und bloß ist. Nur wer einmal in Verzweiflung über sich selbst vor Gott gezittert hat, der kann von erbarmender Liebe sprechen. In unserer Not baten wir den Herrn, uns zu bewahren und uns zu schonen.

Am 1. Weihnachtsfeiertag wurden im Lager Gottesdienste von Pfarrern von draußen gehalten. Sie brachten verschiedene Schriften mit und verteilten sie unter den Häftlingen. Ich bekam zufällig die Losung der Brüdergemeinde für 1950 und damit für mich eine ganz persönliche Nachricht. Nämlich im Anhang der Losung stand die Adresse meines Vaters, der als Missionsreisender in der DDR tätig war. Ich wählte meine Eltern noch in Suriname. Es kamen Zweifel in mir auf, ich konnte es einfach nicht glauben, sind sie es wirklich?

In Ebersdorf - Thüringen? Ich konnte meiner Freude keinen Ausdruck geben, denn es war streng verboten, Nachrichten oder Adressen rein oder raus zu schmuggeln. Ich durfte keinem Mitgefangenen anvertrauen, dass ich heute, zu Weihnachten 1949, durch die Losung eine Nachricht und zwar eine ganz persönliche Nachricht erhalten hatte. Die Nacht darauf träumte ich, dass ich bald entlassen werde, ich sah mich schon durch Ebersdorf laufen und sah meine Mutter, ich wusste den Weg und war am nächsten Morgen fest davon überzeugt, dass ich in Kürze entlassen werde. Noch zweimal hatte ich den gleichen Traum, der gar kein Traum mehr zu sein schien.

Ich hatte keine Ahnung von Ebersdorf und wusste auch nicht, wie ich dahin kommen könnte. Ich fragte einen Kameraden, der bei der Reichsbahn gearbeitet hatte, ob er Ebersdorf kenne. Seine erste Frage war: „Das Heilige oder das Andere?“ Ich erwiderte: „Sicher das Heilige“. Darauf beschrieb er mir, wie ich von Weimar dahin komme. Nach ein paar Tagen erzählte ich alles meinem Freund, Pfarrer Schäfer. Ich musste es irgend jemanden doch sagen. Ich war jetzt ganz fest davon überzeugt, dass ich in Kürze entlassen werde.

Meine Entlassung

Am Sonntag, den **15. Januar 1950**, mussten alle Gefangenen vor ihren Baracken antreten. Es erschienen 2 Sergeanten, die sagten: „Alle, die nun aufgerufen werden, sollen raus treten, ihre Sachen packen und mitkommen.“ Der erste von zwei Aufgerufenen war ich. Endlich kam Bewegung ins Lager. Parolen jagten sich ... „ihr kommt in ein anderes Lager... was warst du?“ usw. Alle Aufgerufenen versammelten sich in einer Baracke am Lagereingang. Viele zweifelten, dass es nach Hause gehen sollte, wir wussten ja noch nichts genaues. Für mich stand fest, dass wir entlassen werden. Und tatsächlich wurden wir am Montag nochmals verhört und ich wurde nach Herrnhut entlassen und bekam 40.- Mark, zwei Heringe, ein Brot und etwas Zucker ausgehändigt. Nun lief ich als erster durch das Tor und hatte noch einige Stopstellen zu passieren. Nun ließen uns die Russen aufgrund unseres Entlassungsscheines durch.

„Entlassungsschein“: Eine Irreführung.

Jeder Entlassene wusste, dass er nicht aus einem Internierungslager der Polizei des Landes Thüringen kam, sondern aus einem NKWD-Speziallager [d. Verf.]

Bescheinigung

Hiermit wird bescheinigt, dass Herr, Frey, Hermann
(Vor- und Zuname)

aus dem Internierungslager entlassen ist und sich auf dem Heimwege nach Herrnhut
6/ Köben, Sa. Dieringstraße 28 befindet.
(genaue Adresse)

Diese Bescheinigung berechtigt Obengenannten, die Eisenbahn zu benutzen. Als Personalausweis kann sie nicht dienen.

„16.“ Januar 1950.

Landespolizeichef
des Landes Thüringen

[Handwritten Signature]

An einer alten Tankstelle, ein paar hundert Meter vom Eingangstor entfernt stand ein Offizier und sagte, dass wir nun hier warten sollen, bis ein Bus kommt und uns an den Weimarer Bahnhof bringt. Nun war ich frei, löste eine Fahrkarte nach Ebersdorf und erlebte eine spannende Bahnfahrt. Es verlief genauso, wie mir das der Kamerad von der Reichsbahn vor 14 Tagen beschrieben hatte. Dann traf ich nach so vielen Jahren, 13 langen Jahren, wieder zu Hause ein.

Bis 1955 hatte ich mit Auswirkungen, der im Lager zugezogenen Tuberkulose zu tun, die auch mein Leben in völlig andere Bahnen brachte.“ (siehe [Anlagen 1 und 2](#))

Hermann Frey schloss seinen Bericht mit folgenden, handschriftlich vermerkten Worten:

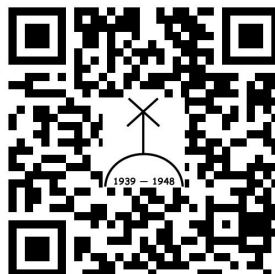
Dieser Bericht soll zur Wahrheitsfindung beitragen, Ich selbst bin frei von Rachegefühlen.
Hermann Frey

Am 06.03.1950 siedelte Hermann Frey nach Freiburg im Breisgau über (siehe Heimkehrer-Bescheinigung, [Anlage 3](#)). Er verstarb am 27.06.2007 in Königsfeld im Schwarzwald. [1]

Stand: 20.11.2015

Quelle: Bericht von Hermann Frey und schriftliche Mitteilung der Initiativgruppe Lager Mühlberg e.V. vom 17.11.2015.

© Heike Leonhardt und Uwe Steinhoff
Internetdokumentation der Opfer des Lagers Mühlberg 1939 – 1948
Mehr Details: <http://www.lager-muehlberg.de>
Nichtkommerzielle Nutzung unter Angabe der Quelle gestattet.



Anlage 1: Befund von Dr. med. M. Fingerhuth, Zürich, vom 15.05.1954

Dr. med. Max Fingerhuth
Spezialarzt für Innere Medizin F.M.H.
(bes. Herz- und Lungenkrankheiten)

Praxis: Mühlebachstrasse 81, Tel. 32 89 07
Privat: Faldggetrasse 80, Tel. 32 09 07

Zürich 8, den 15.5.1954

Herrn
Hermann Frey
Rue Tronchin 21,
Geneve

Sehr geehrter Herr Frey,
Ich muss Ihnen leider mitteilen, dass Ihr neues Röntgenbild vom 7. ds. einen etwas überraschenden Befund aufgedeckt hat. Es zeigt narbige Veränderungen in der rechten Lungenspitze, die auf der ersten Thoraxaufnahme vom 9.2. nicht sichtbar waren, da sie dort vom Schlüsselbein überdeckt waren.

Die Situation ist damit grundlegend verändert und auf alle Fälle ist es zur Zeit nicht möglich, Ihnen das notwendige ärztliche Zeugnis für das Immigrations-Visa nach USA auszustellen.

Falls Sie sich weiterhin für ein Immigrations-Visa nach USA interessieren, ersuche ich Sie nach Ablauf von drei Monaten, d.h. ab 7. August des Jahres, zu einer Kontrolluntersuchung zu mir zu kommen.

Ich ersuche Sie, sich seinerzeit wieder telephonisch anzumelden.

Ich bedaure, Ihnen zur Zeit keinen anderen Bescheid geben zu können und zeichne

mit vorzüglicher Hochachtung

M. Fingerhuth

Anlage 2: Röntgenbericht von Dr. Sauer, Villingen/Schwarzwald, vom 13.07.1955

Dr. med. E. John
prakt. Arzt u. Geburtshelfer
Villingen/Schwarzwald
Telefon 2405

Villingen, den ~~13.7.55~~ 13.7.55.

Röntgenbericht

~~Frederick~~

Frey Hermann.

Rö.-Untersuchung der Lungen:

Diagnose : Narbenherd in der li. Spitze indurativen Charakters.
Kein objekt. Anhalt für einen frischeren respekt. aktiven
spez. oder sonstigen Lungenprozess. Zwerchfelle o.B.

✓
Gez.: Dr. Sauer
Chefarzt der Rö.-Abteilung des
Städt. Krankenhauses Villingen

Anlage 3: Heimkehrer-Bescheinigung

Heimkehrer-Bescheinigung Nr. S 757 DES REGIERUNGSPRÄSIDIUMS FREIBURG/BR.

7800 FREIBURG/BR.

Herr F r e y Vornamen: Hermann
~~Frau~~
~~EM.~~
 geb. am 27.05.1928 in: Paramaribo Kreis/Land: Guayana

ist Heimkehrer(in) im Sinne des § 1 Abs. 3 des Gesetzes über Hilfsmaßnahmen für Heimkehrer (Heimkehrergesetz) vom 19. Juni 1950 (BGBl. I, S. 221) in der Fassung des Gesetzes zur Ergänzung und Änderung des Gesetzes über Hilfsmaßnahmen für Heimkehrer vom 30. Oktober 1951 (BGBl. I, S. 375) und des Zweiten Gesetzes zur Änderung und Ergänzung des Heimkehrergesetzes vom 17. August 1953 (BGBl. I, S. 931).

Er (Sie) wurde am	<u>25. August 1945</u>	Kriegsgefangener <u>interniert</u> Verhafteter	} Nicht Zutreffendes streichen!
und am	entlassen aus	Kriegsgefangenschaft <u>Internierung</u> Kriegsgefangener Zwangsarbeit Zwangsrehabilitations	
	<u>16. Januar 1950</u>		

Er (Sie) befand sich zuletzt in russischem (Land, Gebiet, Zone) in Gewahrsam.

Tag seines (ihres) Eintreffens im Bundesgebiet am: 06.03.1950 aus der SBZ

Unverschuldete Verzögerung gem. § 1 Abs. 6 Heimkehrergesetz liegt vor. (Nicht Zutreffendes streichen.)

Bemerkungen: " Diese Heimkehrerbescheinigung ist kein Nachweis für Ansprüche nach dem HHG oder KgfEG "

Ärztlicher Befund: _____

Datum



Regierungspräsidium Freiburg

Scherb
Scherb

17.08.1983

Der Heimkehrer hat diese Bescheinigung sorgfältig aufzubewahren und bei Inanspruchnahme weiterer Leistungen aus dem Heimkehrergesetz vorzuzeigen. Sie soll es ihm ersparen, zu wiederholten Malen seine Heimkehrereigenschaft nachweisen zu müssen.

[zurück](#) auf S. 11